

Nachruf

Christian Fleck

Marie Jahoda (1907–2001)

Ende April verstarb Marie Jahoda nach einem langen produktiven Leben, das andere sie gezwungen hatten, an Orten fortzusetzen, die sie selbst nicht gewählt hat und derer sie deswegen letztlich nicht so glücklich werden konnte, wie sie es gern gemocht hätte. Jahoda vollendete am 28. Jänner 2001 ihr 94. Lebensjahr; drei Monate später starb sie, zuletzt körperlich sehr eingeschränkt, aber geistig frischer als manche Jüngere, interessiert an ihrer Umwelt und nur ein wenig desperat darüber, dass viele derer, die ihr nahe standen, nicht mehr lebten.

Von diesem langen Leben verbrachte Jahoda nur den geringsten Teil in ihrer Heimatstadt Wien, wo sie in dem Jahr geboren wurde, in dem dank des allgemeinen, gleichen und freien Wahlrechts für Männer die Sozialdemokratische Partei erstmals eine Mehrheit im Reichsrat erringen konnte. Bis weit über ihre Ausbürgerung aus dem ständestaatlichen Österreich im Sommer 1937 hinaus blieb Jahoda ihrer eigenen Interpretation der Sozialdemokratie – wie man so sagt – treu. Unbeeinflusst von intellektuellen Modeströmungen hielt sie auch an ihren wissenschaftlichen Überzeugungen fest, die wohl schon während der formenden Jahre im so genannten Roten Wien, das auch das weniger rote der Bühlers, Freuds und Schlicks war, Gestalt angenommen hatten.

In einer für sich bemerkenswerten Asymmetrie verkörperte Jahoda während ihrer Jahre im London des Blitzkrieges, in Bristol und Cambridge während der Evakuierung, später dann am Washington Square Manhattans, schließlich wieder zurück in London und die letzten Jahrzehnte an der englischen Südküste nahe Brighton jene Wiener jüdische, sozialdemokratische und empiristische Intellektuellenwelt, die am Ort ihres Entstehens so rasch in das Vergessen gedrängt wurde, dass es in den Jahren nach 1938 bis in das letzte Viertel des vergangenen Jahrhunderts hinein praktisch aus dem kollektiven Gedächtnis gelöscht war.

Die äußeren Stationen von Jahodas Leben sollten mittlerweile österreichischen Soziologinnen und Soziologen eigentlich vertraut sein und keiner Rekapitulation bedürfen. Zum (Wieder-)Bekanntwerden ihrer Person und ihres Werkes trugen aber nicht-soziologische Instanzen weit mehr bei als diese. Erst

in ihren letzten Lebensjahrzehnten – nach ihrer Emeritierung als Professorin der Sussex University 1972 – entdeckten hierzulande zuerst Leser der bunten Bändchen der edition suhrkamp, dann Randständige des Wissenschaftslebens, danach Journalisten und Filmemacher und schließlich dank des Einrückens Ersterer in höhere akademische Ränge auch die Universitäten – und im Nachvollzug all dessen zuletzt noch ‚ihre‘ Partei, wodurch hinterher auch das ganz offizielle Österreich nicht mehr beiseite stehen wollte – diese Repräsentantin eines Österreich, das zuerst vom xenophob-patriotischen besseren deutschen Staat ruiniert und nach dessen Beseitigung im Gefolge der nationalen Erhebung des Jahres 1938 endgültig zu Grabe getragen wurde.

Es ist eines, einer großen Sozialwissenschaftlerin zu gedenken – und was wäre passender als ein Nachruf? –, und ein anderes, den Versuch zu wagen, einen Rückblick auf ein Leben zum Anlass zu nehmen, sich zu überlegen, ob wir Nachgeborene etwas daraus lernen können. Die Idee, etwas aus der Geschichte oder zumindest aus dem Leben unserer Vorgänger zu lernen, ist reichlich in Verfall geraten. Die Auslöschung eines Bewusstseins historischer Kontinuität ist eine der bislang viel zu wenig beachteten Langzeitwirkungen unterschiedlich akzentuierter Bewegungen, die für sich selber in Anspruch nahmen, revolutionär zu sein. Die nach ihrem eigenen Selbstverständnis Revolutionäre von rechts erreichten das, indem sie die Bedeutung des Erbes hypertrophierten, andere mit vergleichbar umstürzlerischen Ambitionen, indem sie die Geschichte derart selektiv rezipierten, dass zu ihr nur gehörte, was ihnen ins Konzept passte. Der schlichte Hinweis darauf, dass die Vergangenheit das eine oder andere beinhaltet, was einer Erinnerung wert ist, scheint hoffnungslos vorgestrig, modern in Zeiten der Postmoderne. Aber soll man sich von solchem Zeitgeist abhalten lassen, der Devisen eines anderen Großen aus Österreichs Vergangenheit zu folgen, der es – wohl zu seiner eigenen Überraschung, wenn er es denn hätte sehen können – bis zur Briefmarken- und Banknotenikone gebracht hat? Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. Dieser Dreischritt macht jenseits postmoderner Beliebigkeitsrhetorik Sinn.

Bei einem ihrer Aufenthalte in Wien verabschiedete Marie mich nach dem Frühstück mit den Worten: sie wolle allein *À la recherche du temps perdu*. Die alte Dame spazierte in den 3. Bezirk, in dem sie aufgewachsen war, und wollte bei der Suche nach ihren Erinnerungen wohl von niemandem gestört werden. Wahrscheinlich führte sie ihr Spaziergang auch vor jenes Geschäft, das ihr Vater einst besaß, dessen Namen damals jedenfalls noch auf der Fassade zu lesen war. Das literarische Zitat lässt mich vermuten, dass sie auch den berühmten Fragebogen Prousts kannte, der in der Frankfurter Allgemeinen zu neuem Ruhm kam. Darin sollen bekanntlich auch die Lieblingsgestalt in der Geschichte, ja Lieblingsheldinnen in der Wirklichkeit und in der Dichtung benannt wer-

den. Jahoda wäre wohl unangenehm berührt gewesen, wenn sie als Heldin anderer genannt worden wäre, obwohl sie selbst sowohl Lieblingsgestalten kannte und den Offenbarungen, die solche einfachen Frageinstrumente bieten, nicht ablehnend gegenüber stand. Die Namen der „Familiengötter“ ihrer Wiener Jugend gab sie des öfteren preis: Josef Popper-Lynkeus und Karl Kraus. Der Sozialutopien durchrechnende Ingenieur verrät die immer sehr praktische Perspektive, die sie Reformen gegenüber an den Tag legte. Der kämpferische Autor quälte Maries Onkel, der sein Drucker und Verleger war, und irritierte später die junge Sozialdemokratin mit seinen politischen Ansichten, doch die Lesungen Kraus' versäumte sie selten.

Vom Eingeständnis der eigenen Idole ist es dennoch ein weiter Weg, zu akzeptieren, dass man selbst zum Idol Jüngerer wurde. Hier bestand Jahoda darauf, die Proportionen zu wahren. Als ich eingeladen wurde, für einen Band, dessen Arbeitstitel Klassikerinnen der Soziologie lautete, einen Beitrag über sie zu schreiben, sandte ich ihr das Manuskript. Die Antwort kam wie immer prompt, doch dieses Mal enthielt der Brief scharfe Worte. Wenn sie in einem Band mit diesem Titel behandelt werden sollte, werde sie alles tun, um das zu verhindern; sogar Anwalt und Gericht würde sie bemühen. Klassiker seien andere – sie nicht. Die beiden Herausgeberinnen ließen daraufhin den pompösen Titel fallen.

Ein schlichter Test, den Jahoda einmal benutzte und über dessen Tauglichkeit sie sich im Wege des Selbstversuchs überzeugen wollte, ist wohl besser geeignet, sich der Rolle zu nähern, die Jahoda bereit war, sich selbst einzuräumen. Bei dieser der Persönlichkeitspsychologie entlehnten Erfassung der persönlichen Identität geht es darum, fünf Sätze zu vervollständigen, die mit „Ich bin ...“ beginnen. Es sei ihr, schrieb sie, leicht gefallen zu sagen: Frau, Mutter, Sozialpsychologin, dann habe sie schon nachzudenken beginnen müssen und sich für Flüchtling und agnostisch entschieden, um darüber entsetzt zu sein, dass sie „ich bin jüdisch“ vergessen habe.

Der Abschied von der ganzen Person und die Hinwendung zu Rollen macht es leichter, die Frage zu diskutieren, was wir aus dem langen Leben Marie Jahodas lernen können. Aus einem weiteren Grund ist diese sozialwissenschaftlichere Perspektivierung angebracht, arbeitete Jahoda in den 1940er Jahren doch mit jenen zusammen, die das Konzept der Rolle zu verfeinern trachteten. Vor allem Robert K. Merton, mit dem Jahoda in ihrer New Yorker Zeit in Projekten kooperierte, die leider bislang nicht publiziert wurden, bemühte sich darum, zwischen *reference individual* und *role model* eine deutliche Unterscheidung zu treffen. Dass er dabei letztlich nicht sehr erfolgreich war und der von ihm geprägte Ausdruck *role model* mittlerweile zu einem Modewort der amerikanischen Umgangssprache wurde, braucht hier nicht weiter verfolgt zu wer-

den. Nur zur Erinnerung: Ein Rollenmodell führt zur Identifikation mit wenigen Rollen, während bei einer Orientierung an einem Vorbild das Verhalten und die Werte einer Bezugsperson möglichst weitgehend nachgeahmt werden.

Die Rollen Jahodas, die ein wenig Nachdenklichkeit wecken können, sind die der Wissenschaftlerin und die des *homo politicus*, der Bürgerin im Sinne des *citoyen*. Wie wir gleich sehen werden, ließen und lassen sich diese beiden nicht immer so sauber auseinander halten, wie man das in der Theorie gerne hätte.

Das beginnt bereits bei der Wahl, die dazu führt, Wissenschaft zum Beruf machen zu wollen. Jahodas Studienwahl war durch und durch extrinsisch motiviert, begann sie doch ein Psychologiestudium, weil sie – wir befinden uns in der Mitte der 1920er Jahre – sicher war, dass sie dereinst die erste sozialistische Unterrichtsministerin sein würde, und dafür wäre ein Psychologiestudium wohl die beste Voraussetzung. Dass sie dann schnell anderes lernte und gewillt war, das auch zu tun, muss uns nun weniger interessieren, als es angebracht ist, darüber ein paar Worte zu verlieren, wie die Mischung von extrinsischen und intrinsischen Motiven ausfallen sollte. Heute neigen wir, die wir es uns in den Universitäten bequem gemacht haben, dazu, den Studienanfängerinnen und -anfängern möglichst rasch die weltlichen Flausen auszutreiben und sie auf die reine Wissenschaft zu verpflichten. Dass wir dabei immense Anregungspotentiale und Erkenntniskräfte nonchalant zur Seite schieben, fällt wohl nicht einmal mehr denen auf, die, als sie zu studieren begannen, auch noch von Größerm träumten, dem sie dienlich sein wollten.

Jahoda blieb ihr Leben lang der Idee verpflichtet, dass die wirklichen Probleme bedeutsamer seien als die bloß wissenschaftsintern generierten. Marienthal wäre nicht geschrieben worden, hätte Otto Bauer, dem die junge Forschertruppe rund um Lazarsfeld, Jahoda und Zeisel begeistert berichtete, dass sie sich nun daran machen wollten, die Freizeit der Arbeiter zu studieren, nicht die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen ob dieser Weltferne. Klar, heute haben wir keine Bauers mehr, denen unsere Forschungsvorhaben auch nur zu erzählen wir erwägen würden; aber wir haben eben auch gar nicht mehr die Ambition zu solchen Gesprächen.

Anfang der 1950er Jahre, als Jahoda in New York lebte und arbeitete und sich ihr politisches Engagement nunmehr ohne Nähe zu einer Partei zu bewähren hatte, war sie unter den Ersten, die die Hysterie der inneren Sicherheit, die seither mit dem Namen des Senators Joseph McCarthy assoziiert wird, zum Anlass sozialpsychologischer Untersuchungen machte. Möglich wurden diese Studien nur, weil sich auch jemand fand, der die Rechnung zu zahlen gewillt war. In Gestalt des Fund for the Republic, der seine Mittel von der Ford Foundation bekam, die zwar gewillt war zu zahlen, ihren eigenen Namen und den des Stifters aber lieber unbeschädigt lassen wollte, fand sich ein Finanzier. Dass derselbe ein

paar Jahre später ein weiteres Projekt Jahodas ablehnte, weil die eingesetzten Methoden zu wenig reputierlich wirkten, enthält den anderen Teil der Doppelbotschaft: Wissenschaftler sollten nach Ansicht Jahodas mit ihrer Arbeit auf reale Probleme der Wirklichkeit reagieren, aber sie können Wirkung in der breiteren Öffentlichkeit nur erzielen, wenn das, was sie tun, auch als echte Wissenschaft erscheint. Heute und hierzulande fehlen uns nicht nur jene mehr oder weniger unabhängigen Finanzierungsquellen, deren Funktionäre gewillt wären, die Erforschung brisanter Themen zu ermöglichen, sondern sowohl der Wunsch der Sozialwissenschaftler beiderlei Geschlechts zur Erforschung von brisanten politischen Themen als auch die Akzeptanz in der breiteren Öffentlichkeit, unsere Arbeiten zur Kenntnis zu nehmen. Statt zu forschen, kommentieren wir lieber, das geht schneller und mit weniger Aufwand.

Bemerkenswerterweise finden sich in dem keineswegs schmalen Œuvre Jahodas kaum tagespolitische Kommentare, die in Zeitungen, Funk oder Fernsehen verbreitet worden wären. Das nahezu vollständige Fehlen von publizistischen Aktivitäten als öffentliche Intellektuelle, die in einem Streit des breiteren Publikums eingreift, ist angesichts des bei ihr nie vertrockneten Interesses an politischen Fragen irritierend. Wenn Jahoda nach ihrer erzwungenen Exilierung zu etwas Stellung nahm, dann als Sozialwissenschaftlerin und nicht als Intellektuelle. Das mag damit zu tun haben, dass sie ein Flüchtling war, aber es resultierte auch aus ihrer Abneigung gegen eitle Wichtigkeit unter Ihres- und Unsergleichen. Zugleich wissen wir, dass man ohne die nötige Prise Selbstgefälligkeit weder Gehör findet noch Einfluss auf die Debatte nehmen kann. Die meisten öffentlichen Debatten, die von Sozialwissenschaftlern ausgelöst wurden, beruhten auf Beiträgen, die von Fachkollegen nicht bloß aus Neid um den Applaus, den der andere gewonnen hat, sondern durchaus mit guten wissenschaftlichen Gründen für jedenfalls nicht erstklassig gehalten werden konnten.

Jahodas Auseinandersetzung mit Arthur R. Jensen IQ-Zwillingsforschung erschien im Mitteilungsblatt der Britischen Psychologengesellschaft, die Kritik an den Zukunftsprojektionen des Club of Rome kam als Buch heraus. Ihre Rede am Parteitag der SPD 1982 und die Interviews, die sie verschiedenen Medien gab, zeigen, dass sie keineswegs öffentlichkeitsscheu war, aber von sich aus suchte sie nicht das breitere Publikum des Feuilletons oder der Zeitschriften, die sich an ein breiteres Publikum wenden.

Jahoda war sich jedenfalls des Problems bewusst, im Dreieck von Problemwahl, die qua Wissenschaftlerrolle immer nur nach ‚internen‘ Kriterien getroffen werden kann, Seriosität der Forschung und öffentlicher Wirkung dessen, was man nicht nur als eigene Meinung kund tun möchte, eine Balance zu finden.

Respekt nicht nur gegenüber den Beforschten, denen man neuerdings so gerne Subjektstatus einräumen will, sondern (wohl zur Überraschung mancher

Leserinnen und Leser) auch vor den Auftraggebern und gegenüber Wünschen von mitwirkenden Kollegen zieht sich wie ein roter Faden durch die (Nicht-) Veröffentlichungen von Jahoda. Das hohe Ziel aus der Zeit von Marienthal – jeder der Forscher sollte bekanntlich im Feld eine nützliche Rolle ausüben – konnte später nicht immer erreicht werden, aber die Berücksichtigung der Interessen der Erforschten schlug sich schon zwei Jahre nach dem Aufenthalt in Marienthal in einer bemerkenswerten Reflexion anlässlich eines Besuchs im Industriedorf ohne Arbeit nieder. Zu Zeiten als der Jahoda verhasste Ständestaat in der Blüte seiner kurzen Existenz stand, diskutierte sie in einem Bericht über ihre Visite die Frage, ob der Arbeitsdienst, den die Hahnenschwänzler propagierten, für die Marienthaler nicht die bessere Option wäre. Dieses Maß an Distanz gegenüber den eigenen (politischen) Gefühlslagen würde man manchem gerne gelegentlich nahe legen. Kurze Zeit nachdem Jahoda im Sommer 1937 gezwungen worden war, Österreich zu verlassen und in England Aufnahme und bald auch Arbeit fand, schloss sie eine Untersuchung über ein Selbsthilfeprojekt, das Quäker unter Bergarbeitern in Südwales organisiert hatten und dessen Erfolg sie feststellen sollte, mit einem Bericht ab, den der auftraggebende Quäker als Zerstörung seines Lebenswerkes ansah. Jahoda, die zwei Jahre daran gearbeitet hatte, war in keiner luxuriösen Lage und hätte ein vorzeigbares Produkt ihrer wissenschaftlichen Kompetenz dringend benötigt. Dennoch ließ sie die Arbeit in der Schublade verschwinden, weil der Mann, der die vernichtenden Resultate nicht glauben konnte und wollte, Verwandten von ihr bei der Flucht aus Wien geholfen hatte und sie sich ihm deswegen verpflichtet fühlte. Noch fünfzig Jahre später zögerte sie, mir das Manuskript auch nur zum Lesen zu geben. Es bedurfte der Fürsprache ihres zweiten Ehemanns Austen Albu, eines britischen Labour-Abgeordneten, um ihre Zweifel auszuräumen.

Nichts wäre unrichtiger als anzunehmen, dass Jahoda nur aus persönlichen Gründen von einer Veröffentlichung von Arbeitsergebnissen Abstand nahm. In späteren Jahren ließ sie Studien unveröffentlicht, weil sie die Leitung des auftraggebenden Mädchencollege beschämt hätten oder weil die rassistischen Äußerungen der aus Uganda nach England geflüchteten Inder diesen dort nur geschadet hätten. Im Vergleich dazu ist die Rücksichtnahme, die Jahoda Mertons rigorosen Qualitätsansprüchen entgegen brachte, was dazu führte, dass die beiden Studien, die sie gemeinsam durchführten, nicht veröffentlicht wurden, geradezu unspektakulär. Dass an solchem Zwist Freundschaften auch schon zerbrochen sind, muss aber der guten Ordnung halber wenigstens festgehalten werden.

An die Seite des Respekts vor anderen, tritt bei Jahoda jener vor der Empirie. In ihrer Autobiografie berichtet Jahoda eine aufschlussreiche Episode aus ihrer Wiener Jugend. Der exilierte ungarische Sozialdemokrat Zoltan Ronai argu-

mentierte während einer Debatte, sozialstatistische Daten zeigten, dass Marx' These von der zunehmenden Polarisierung der Klassengegensätze falsch sei. „Gibt man nun eine Theorie auf, bloß weil ein paar Fakten nicht dazu passen? Ich fragte. Ronai war schockiert ob dieser Geringschätzung der wirklichen Welt. Ich habe die Lektion nie vergessen.“

Im intellektuellen Milieu des Wiens der Ersten Republik lernte Jahoda auch noch ein paar andere Dinge. Beispielsweise, dass man sich als Wissenschaftlerin und Intellektuelle verständlich ausdrücken sollte. Alle ihre Schriften sind in einem unpräzisen Stil geschrieben und von einer möglichst großen Klarheit der Gedankenführung gekennzeichnet. Nur zu verständlich ist da, dass sie mit Theodor W. Adorno, mit dem sie als Mitarbeiterin der *Studies in Prejudice* zu tun hatte, nicht recht warm werden konnte.

Ein letzter Aspekt des Rollenverständnisses Jahodas, der uns zu denken geben kann, betrifft den Umgang mit unseren Forschungstechniken und Methoden. Es ist wohl keine böswillige Übertreibung, wenn man behauptet, dass in zunehmenden Maße das, was Soziologinnen und Soziologen tun, schon von ihren Zimmernachbarn im selben Institut, die sich auf andere Themen oder Zugänge spezialisiert haben, kaum noch nachvollzogen werden kann. Für die technische Verfeinerung der statistischen Auswertungsverfahren gilt das ebenso wie für diskursanalytische Trapezakte. Wie aus einer fernen Welt muss es da klingen, wenn man im Vorwort zur ersten Auflage des für lange Jahre das Feld beherrschenden Methodenlehrbuchs *Research Methods in Social Relations* (1951), dessen Seniorautorin Jahoda war, lesen kann, dass sich dieses an jene wende, die Forschungsergebnisse anzuwenden hätten, wofür eine Zusammenarbeit der erforschenden Sozialwissenschaftler und der anwendenden Nutzer unerlässlich wäre. Seit einiger Zeit gibt es unter dem Schlagwort *Public Understanding of Science* Bemühungen, die sich auftuende Kluft zwischen Wissenschaft und Publikum zu überbrücken. Ist es nicht bezeichnend, dass das *Public Understanding of the Social Sciences* bislang noch von keiner Sozialwissenschaftlerin und keinem Sozialwissenschaftler als zu lösendes Problem wahrgenommen wurde?

Marie Jahodas Werk könnte uns bei der Bewältigung dieser Aufgabe mehr als nur Anregungen bieten. Sich dieser Aufgabe zu stellen, hieße in ihrem Sinn Sozialwissenschaft treiben.